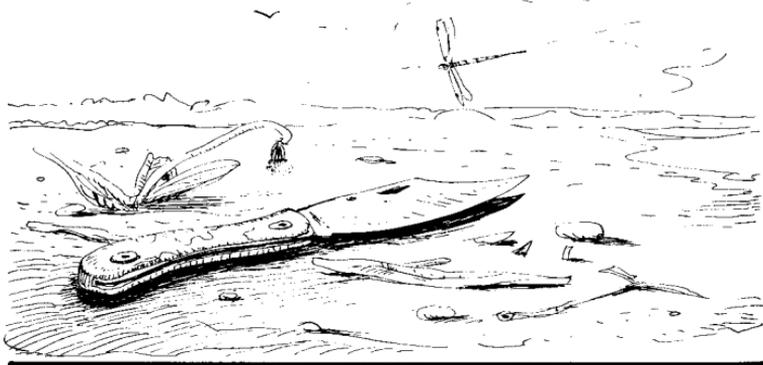


Leseprobe aus: Moser, Jenseits der großen Sümpfe, ISBN 978-3-407-74471-5

© 2014 Beltz & Gelberg in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel

<http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-407-74471-5>



1.

Es ist Sommer. Das Leben ist das Einfachste, was es gibt. Es ist Sommer, es ist heiß und wir haben Schulferien. Das sind die Hauptmerkmale des Sommers. Es interessiert mich nicht, ob heute Dienstag oder Mittwoch ist oder Freitag. Es interessiert mich auch nicht, welche Jahreszahl geschrieben wird oder wie alt ich bin – ich *bin* ganz einfach, und die Sonne scheint herrlich, wie es eben nur die Sonne kann.

Das Haustor fällt knallend ins Schloss, als ich es hinter mir zuwerfe. Wumm! Dieses Geräusch ist begleitet von dem Gefühl wunderbarer Freiheit, unbändigen Tatendranges und lustvoller Neugierde. Was bringt der Tag? Wumm! Das Tor ist zu – das ist der Startschuss.

Ich stehe auf der Gasse. Rexi, der Hund des Nachbarn, läuft mir über die Straße entgegen. Er springt an mir hoch und freut sich irrsinnig. Ich laufe die Straße entlang und er folgt mir. Rexi ist ein Bastard, er ist dunkelbraun, hat Schlappohren und reicht mir bis zu den Knien.

Beim Haus des Wagnermeisters biege ich ab. Hier liegt viel Holz umher, dazwischen wächst meterhoch das Unkraut. Das ist der Platz zwischen dem Wagnerhaus und dem Haus vom Edler Franz. Hier ist alles verwildert. In der Mitte des Platzes ist ein großer Wassertümpel. Ein paar Baumstämme schwimmen darin. Unter einer Trauerweide setze ich mich ins Gras. Rexi fällt über mich her und will spielen. Wir spielen »Wilder Wolf und Grislibär«. Ich packe ihn bei der Gurgel und wir kollern im Gras hin und her. Wir kugeln dabei bis zum Rand des Tümpels und ich spüre schon das Wasser an den Ellenbogen. Ich bleibe so auf dem Bauch liegen, mit beiden Armen im Wasser, und schaue ganz dicht über die Wasseroberfläche. Von dieser Perspektive aus sieht der Tümpel wie ein kleiner See aus. Die Unkrautpflanzen und Gräser an den Ufern sind dichte Urwälder. Es gibt Buchten und Landzungen. In der Mitte des Wassers liegt ein umgestülpter Wassereimer. Sein oberer

Teil ragt aus dem Wasser. Eine Insel! Ich entdecke nach und nach eine ganze Welt. Einen Meter vor mir schwimmt ein Stück von einer Baumrinde. Es sieht aus wie ein Schiff, es fehlen bloß die Segel. Da habe ich eine Idee: Ich werde mir daraus ein Schiff schnitzen! Ich nehme die Baumrinde aus dem Wasser und laufe nach Hause. Rexi ist nicht mehr zu sehen. Wahrscheinlich hat er den Barri getroffen, den Hund vom Fassbinder.

Vor allem brauche ich jetzt ein Messer. In einer Schublade in der Gerätekammer habe ich vor einigen Tagen ein altes Taschenmesser gesehen. Richtig! Da ist es. Ich räume die rostigen Nägel und Schrauben beiseite. Aber das Taschenmesser ist auch ganz schön rostig! Es lässt sich kaum öffnen. Ich muss eine Zange zu Hilfe nehmen. Endlich habe ich es auf. Die Klinge ist braun vom Rost. Ich suche eine Feile und fange an, den Rost abzufilen. Langsam kommt das glänzende Metall wieder zum Vorschein. Das Messer ist jetzt vom Rost befreit, und ich beginne, die Schneide mit der Feile zu schärfen. Das wird das schärfste Messer der Welt! Auch die Spitze file ich noch zu. Ich klappe das Messer auf und zu. Tadellos! Dann stecke ich es in die Hosentasche und probiere, wie es hineinpasst. Es passt wunderbar hinein. Ich

mache ein paar Schritte und schaue dabei auf die Stelle, wo sich das Taschenmesser im Hosensack abzeichnet. Dann gehe ich in den Hof und lasse die Klinge in der Sonne blitzen.

»Erwin!« Meine Großmutter hat mich durch die Küchentüre gesehen. »Erwin, was tust du? Komm herein in den Schatten. Sei nicht so dumm und lauf bei dieser Hitze draußen herum!« »Nein!«, rufe ich zurück und verlasse das Haus durch den hinteren Eingang. Beim Tümpel angekommen, probiere ich das Messer aus. Einen fingerdicken Ast der Trauerweide schneide ich mit einem Schnitt ab. Das ist ein Messer, mein Lieber! Und es gehört jetzt mir! Ich beginne, aus dem Stück Baumrinde ein Schiff zu schnitzen. Die Rinde ist zäh und es geht nicht leicht. Ich habe das Schiff schon vor meinen Augen. Ganz schmal und schnittig wird es werden und in der Mitte kommt ein Mast mit einem Segel hinein. Dann werde ich es über den Tümpelsee schwimmen lassen.

Plötzlich rutsche ich mit dem Messer an einer harten Stelle ab und schneide mich in die linke Hand. Es geschieht so plötzlich, dass ich es kaum fasse. Ich habe nicht gesehen, wie das Messer in die Hand fuhr. Schon ist es passiert. Ein eisiger Schreck durchfährt mich – in der gleichen

Sekunde lasse ich das Messer fallen und presse meine Lippen auf die Wunde. Es ist tief, das spüre ich. Das Blut schmeckt süßlich und rinnt heftig. Immer noch mit den Lippen auf der Wunde laufe ich nach Hause.

»Oma, Oma! Ich habe mich eingeschnitten!«

Schimpfend sucht die Oma in ihrer finsternen Stube nach einem Fleckchen weißen Stoffes, den sie für solche Zwecke bereithält. Ich sauge das Blut weg, so gut ich kann, und sie wickelt den weißen Stoff um meine Hand. Einmal, zweimal, dreimal. Das Blut kommt immer wieder durch. Bei der fünften Lage bleibt der Stoff weiß. Jetzt wickelt die Oma einen Zwirn darüber, damit das Ganze auch hält. Mir wird etwas schwindlig und ich lege mich auf das Sofa im verdunkelten Schlafzimmer. Die linke Hand lege ich neben mich und schaue sie an, als gehöre sie einem anderen und nicht mir. Die Wunde unter dem Verband beginnt zu pochen. Es ist irgendwie schmerzhaft und doch angenehm, so dazuliegen und einen Schnitt in der Hand zu haben.

Als meine Eltern vom Weingarten nach Hause kommen, werde ich genügend ausgescholten und bedauert. Die Mutter begutachtet den kunstvollen Verband und fragt mich, ob's weh tut? Ja, es tut

weh, aber geschrien habe ich nicht! Am nächsten Tag treffe ich den Erich am Bahnhof.

»Hast du dich vielleicht eingeschnitten?«, fragt er.

»Ja, weißt, wie tief«, sage ich, »bis auf den Knochen! Der Schnitt ist beinah zwei Zentimeter lang. Ich bin fast ohnmächtig geworden!«

Ehrfürchtig betrachtet Erich den dicken Verband. Am liebsten würde ich ihm die Wunde zeigen. Aber es ist noch zu früh, den Verband abzunehmen. »Der Bruckner Adolf hat sich auch einmal eingeschnitten!«, erzählt Erich. »Auch in die linke Hand. Das hättest du sehen sollen! Das Blut ist drei Meter weit gespritzt!«

Wir gehen die Bahngleise entlang. Meine linke Hand trage ich vor mir her, wie einen Schatz. Wir reden über Wunden.

»... Und wie der Leitner den Hubert mit der Sense in den Fuß gemäht hat! Ich hab's gesehen, wie sie den Hubert mit dem Schubkarren zum Doktor geführt haben. Zwölfmal haben sie ihn nähen müssen!«

»Ja, und den Wurm-Willi erst, das hättest du sehen sollen, wie er beim Tranchieren der Sau von einem Knochen abgerutscht ist und sich mit dem Messer in den Bauch gestochen hat. Die Gedärme

sind ihm herausgehängt, so dass er beim Gehen daraufgestiegen ist!«

Erich wird immer blutrünstiger. Ich stelle mir vor, wie es ist, wenn man sich in den Bauch sticht, und dabei kommt mir vom Magen ein prickelndes Gefühl hoch.

Heute ist es wieder ganz schön heiß. Die Luft über den Geleisen flimmert. Wir springen von einer Eisenbahnschwelle zur anderen. Da fällt mir ein, dass ich eigentlich ein Schiff schnitzen wollte und dass mein Messer noch beim Tümpelsee liegen muss. Ich gehe mit Erich hin und sehe das Messer schon von weitem in der Sonne glänzen. Seltsamerweise ist es gar nicht blutig. »Das ist meistens so«, sagt Erich. Er erklärt mir, dass das »Einschneiden« so schnell gehe, dass das Blut nicht einmal Zeit habe, bis zum Messer zu kommen. Anders sei es beim »Einstechen«. Da sei das Messer immer blutig! Ich stecke das Taschenmesser in die Hose. Heute fühlt es sich ganz anders an als gestern.

»Weißt du was«, sagt Erich, »gehen wir zur Schindergrube!« »Gute Idee!«, finde ich, und wir marschieren los.

Die »Schindergrube« ist ein Gelände außerhalb des Dorfes, wo die Dorfbewohner alles Zeug, das

sie nicht mehr brauchen, ablagern. Die »Schindergrube« war früher einmal eine Schottergrube. Woher der seltsame Name kommt, weiß ich nicht. Die »Schindergrube« ist gefüllt mit herrlichem Gerümpel aller Art. Wir nehmen den Weg durch die Weingärten. Ich halte Ausschau nach einem Kirschenbaum, aber ich sehe keinen.

Erich erzählt mir, dass er einmal sogar einen Hundertschillingschein in der Schindergrube gefunden habe. Wenn man genau schaut, kann man die tollsten Sachen finden! Wir sind voll Erwartung und gehen immer schneller. Das letzte Stück laufen wir sogar.

Vor uns liegt die Schindergrube wie eine ungeheure Schatzkammer. Und genauso fühlen wir uns auch – wie Schatzgräber. Es liegen so viele verschiedene Dinge umher, dass ich mich kaum entschließen kann, mein Auge auch nur eine Sekunde auf einem Gegenstand ruhen zu lassen. Immer wieder entdecke ich etwas Neues. Einen umgestürzten Kinderwagen mit drei Rädern, eine riesige, grüne Flasche, eine leckere Fußwärmflasche, Fahrradschläuche, Pappkartons in allen Größen und Farben, einen Hut, Fetzen, einen Regenschirm, ein Ofenrohr, alte Stiefel, einen Ofen, einen alten Schrank und vieles mehr. Und

dazwischen und darüber überall Glasscherben, Flaschen, Papierfetzen.

Ich nehme mir einen Haufen vor. Es ist verdammt heiß heute. Mit einem Stock wühle ich einen Haufen Unrat auf. Da finde ich plötzlich zwei kleine Fläschchen, die eine interessante Form haben. Ich schraube eines davon auf und rieche daran. Da war Parfüm drinnen.

»Erich, Erich, komm her!«

»Hast du was gefunden?«

»Riech mal.«

»Ahhh, gut!«

Ein paar Tropfen sind noch drinnen. Er schmiert sie auf seine Wangen. Wir suchen weiter. Ich gehe etwas weiter in die Schindergrube hinein und suche mit den Blicken den Boden ab. Ich muss vorsichtig sein, ohne Schuhe, denn es liegen überall Glasscherben. An einer besonders ergiebigen Stelle finde ich einige gute Schätze und stecke sie schnell in die Hosentaschen, ohne Erich etwas zu sagen. Zuerst will ich diese Stelle richtig ausbeuten. Ich finde eine Lupe, ein Stück weiches Leder und eine Messingkapsel mit vier Zirkelminen darin. Erich ist weit entfernt, er gräbt irgendwo am Rande herum. Die Luft hier ist stickig. Es riecht komisch. Ich gehe weiter und sehe

mich genau um. Plötzlich steigt mir ein anderer Geruch in die Nase, ein scheußlicher Geruch. Aas! Hast du so etwas schon einmal gerochen? Ich wünsche es dir nicht! Es ist der schrecklichste Geruch überhaupt. Ich stehe unbeweglich da und suche die Umgebung ab. Auf keinen Fall kann ich weitergehen, sonst steige ich vielleicht direkt in das Aas hinein. Hier liegt so viel Gerümpel, dass man jeden Quadratmeter genau ansehen muss, um zu erkennen, was da wirklich liegt. Aber ich sehe das verdammte Aas nicht! Der Gestank ist entsetzlich. Da entdecke ich ein paar Meter rechts von mir, unter einem Haufen Lumpen, einen aufgeplatzten Karton, aus dem es verlockend bunt hervorschimmert. Ich drehe mich halb um und will schon hingehen, da fühle ich etwas Weiches zwischen den Zehen. Verwundert schaue ich hinunter und stoße einen Schrei aus. Vor mir liegt ein totes Ferkel. Und ein Haufen stinkender Knochen liegt da und ich stehe direkt auf einer glitschigen Schweinsschwarte. Ich renne durch die Schindergrube in den nächsten Weingarten, schüttele mich vor Ekel und wühle meine Füße in die kühle Erde des Weingartens.

Erich kommt herbei und sieht mir verwundert zu. »Was hast du denn?«